Land- und hauswirtschaftliche Rundschau

... des ...

Wiesbadener Tagblatts.

Garten-Kalender.

(Eigener Aufsatz für die „Land- und hauswirtschaftliche Rundschau".)

November.

Begünstigt vom herrlichsten, fast sommerlichen Wetter, ist nun auch der Oktober vorübergegangen, er hat es uns möglich gemacht, die kaum noch erhofften reichen Gartenerträgnisse in den Keller und die Überwinterungsräume im besten Zustande einzubringen. Schade, daß anfangs des verflossenen Monats einige Nachtfröste der Blumenpracht auf den Beeten und Rabatten ein jähes Ende bereiteten, wir hätten sonst den ganzen Oktober noch im Garten die schönsten Blumen schneiden können. Das Einwintern der weniger empfindlichen Kübel- und Topfpflanzen brauchte man bei solchem Wetter nicht zu übereilen, man konnte ihnen so lange wie möglich den Genuß der freien, feuchten Luft zugute kommen lassen, was besonders den aus dem freien Grunde eingepflanzten Sachen sehr nützlich ist. Der feuchte und milde Oktober hat dem Wintergemüse: Wirsing, Weißkraut, Krausekohl, Blumenkohl, Rotkraut und dergleichen noch großen Nutzen gebracht. Es ist von Vorteil, diese Gewächse so lange als möglich auf ihrem Standort zu belassen, da ein Platzen der Köpfe infolge der vorhergegangenen geringen Entwickelung nicht zu befürchten ist, diese Pflanzen auch einige Kältegrade gut vertragen.

Das anhaltend schöne, meist trockene Wetter des letzten Monats ist für alle Gartenarbeiten gerade in dieser Zeit von großem Vorteil. Gemüse und Früchte konnten vortrefflich eingeerntet, die Um- und Neupflanzungen konnten begonnen, es konnte rigolt, gestürzt und gedüngt werden; das trockene Wetter gestattete auch nochmals eine gründliche Reinigung der Wege und Rabatten, um dadurch dem Garten auch für den Winter ein angenehmes Aussehen zu geben. Die Überwinterungsräume müssen auf jede Weise vor den Mäusen geschützt werden, die infolge des trockenen Sommers in großer Anzahl vorhanden sind. Sie ziehen sich bei Beginn der kalten Jahreszeit gern in diese Räume zurück, wo sie Nahrung genug finden und auch meistens vor ihren ärgsten Feinden, den Katzen, geschützt sind. Wenn das Legen von Gift in diesem Falle nicht rätlich erscheinen mag, nehme man Hollunderzweige, die man in Steinkohlenteer taucht und in die Mäuselöcher steckt, sie vertreiben die Mäuse für längere Zeit. Indessen ist doch das Aufstellen von guten, selbsttätigen Fallen das sicherste Mittel, um dieses lästige Ungeziefer los zu werden.

Daß eine Überreife des Obstes für die Haltbarkeit desselben nachteilig ist, kann man auch dieses Jahr wieder beobachten. Alle frühen und mittelfrühen Sorten Äpfel und besonders Birnen können nicht schnell genug verbraucht werden, es verdirbt trotz aller Vorsicht noch mehr Obst, wie manches andere Jahr gewachsen ist. Eine Ausnahme hiervon machen die späteren Sorten, die so leicht nicht überreif werden und immer so lange als möglich am Baume hängen bleiben müssen. Alle Obstlager müssen öfters, mindestens alle Woche einmal durchgesehen und alle überreifen und angefaulten Früchte zum sofortigen Gebrauch sortiert werden, um größerem Schaden vorzubeugen. Bei den Äpfeln ist im allgemeinen die Reifzeit, d. h. die Zeit ihres höchsten Wohlgeschmackes, von längerer Dauer, bei den Birnen dagegen, und gerade bei den feinsten Tafelbirnen, ist diese Zeit nur sehr kurz, oft nur wenige Tage, so daß hier eine genaue, fast tägliche Durchsicht sehr notwendig ist, wenn man diese Früchte in ihrer ganzen Güte genießen will.

Im Ziergarten ist die wichtigste Arbeit das Bedecken derjenigen Gehölze, welche unsere Winter im Freien nicht aushalten, besonders der Rosen. Man warte damit so lange, bis starker Frost eintritt, etwa bis Mitte, auch manchmal Ende November. Das beste Deckmittel für die Rosen ist das Eingraben in die Erde. Es mag sein, daß bei Anwendung genügender Mengen eines oder des anderen der sonst empfohlenen Deckmittel (Laub, Stroh, Tannenreisig usw.) die Rosen durch den härtesten Winter zu bringen sind, aber in der Regel erfriert bei so ausnahmsweise kalten Zeiten der größte Teil aller jener Rosen, die als schützende Hülle nicht eine Erddecke erhalten haben. Das einfachste, billigste und sicherste Schutzmittel für Rosen aller Art ist eine 25 Zentimeter starke Decke von Gartenerde. Nur wenn bei ganz schneefreiem Boden außerordentliche Kälte eintritt, was aber selten geschieht, da die Kälte meistens erst sehr grimmig wird, wenn größere Schneemassen auf dem Erdboden lagern, kann es vorkommen, daß auch dieses Schutzmittel nicht vollständig genügt. Aber dann hat man es ja immer noch in der Hand, die Bodenschicht mit Tannenreisig usw. zu bedecken, was ja ohnedies hier in den Gärten schon des guten Aussehens halber geschieht. Um in schweren und feuchten Bodenarten das Faulen zu verhüten, legt man auch die Kronen der Rosen hohl. Man gräbt eine entsprechend große Höhlung, bedeckt den Boden derselben mit Torf, biegt die Krone hinein, legt oben ein Brett darauf und deckt darauf erst das Material, um den Frost abzuhalten. Auch ist anzuraten, die niedergebogene Krone anstatt eines Brettes, mit Dachpappe zuzudecken. Dabei genügt es schon, wenn die Veredlungsstellen und von den Zweigen 6 bis 8 Augen bedeckt sind. Auf die Pappe folgt dann das Material. Es ist von großem Einflusse, daß das Holz bei der Einwinterung gut reif ist, je reifer, desto besser, dann sollen die Blätter, soweit sie nicht abgefallen sind, vor dem Einwintern abgeschnitten werden, da sie faulen und dann sonst das Holz anstecken. Vor dem Niederlegen werden schlafende Augen auf Zapfen geschnitten und die Kronenäste eingekürzt. Es ist durchaus kein Fehler, die Rosen jetzt schon so zu beschneiden, wie man sie sonst erst im Frühjahr zu stutzen gewohnt ist, es hat den Vorteil, daß alle Saftverschwendung in die oberen, doch zu entfernenden Augen vermieden wird. Endlich sollen die Rosen nicht zu früh eingelegt werden. Durch das zu frühe Einlegen gehen jährlich Tausende von Rosen zugrunde. Die ersten Fröste machen wohl den Dahlien, den Kapuzinern und dergleichen den Garaus, aber sie schaden den Rosen nichts, befreien sie höchstens vom überflüssigen Laube und bereiten sie vor für den Winterschlaf.

Im Obstgarten kann man jetzt damit beginnen, die Baumscheiben auszugraben und die Bäume dabei zu düngen, ganz besonders die im Grasboden stehenden. Die Pfirsich- und Aprikosen-Spalierbäume werden zu Ende dieses Monats mit leichten Rohrdecken oder Tannenzweigen bedeckt und ihre Wurzeln mit kurzem Mist belegt; der Mist darf

aber die Wurzeln nicht unmittelbar berühren. Mit Stroh oder Spargelkraut dürfen sie durchaus nicht umkleidet werden, da beide den Mäusen einen angenehmen Aufenthalt gewähren, welche sich dabei ein Wintervergnügen machen und die Rinde nebst den Augen von den Zweigen abnagen. Feigenbüsche, die an geschützten, warmen Plätzen des Gartens ganz gut gedeihen, legt man zu Boden und deckt sie mit Erde und Tannenreisern. Beim Ausputzen der Obstbäume hüte man sich, zu viel Äste wegzuschneiden. An den meisten Bäumen genügt es, wenn das dürre Holz entfernt wird; auch reinige man Äste und Stämme mit der Drahtbürste von Flechten und Moosen, die dort ein Schmarotzerleben führen. Man lasse aber die Rinde dem Baume, denn sie ist sein Kleid, das ihn schützt vor Hitze und Kälte. Wer im Übereifer von seinen Bäumen die Rinde bis auf den Splint abschabt und den nackten Baum schutzlos dem Winter überläßt, der muß sich nicht wundern, wenn derselbe krank und schließlich unfruchtbar wird.

Die Pflanzzeit der Obstbäume erstreckt sich auf die Monate Oktober—April, doch sollte man, wenn es die Verhältnisse einigermaßen gestatten, stets im Herbst pflanzen. Die Grundbedingungen für ein gutes Gedeihen der Obstbäume sind: genügende Vorbereitung des Bodens, richtige Pflanzung und Wahl einer dem Boden und Klima sich anpassenden Sorte. Die Baumlöcher müssen 1 Meter lang und breit und etwa ¾ Meter tief sein. Bei steinigem oder unfruchtbarem Boden können die Baumlöcher nicht groß genug gemacht werden; je mehr gute Erde an Stelle der Steine hineingefüllt wird, um so besser wachsen die Wurzeln. Ist der Boden sehr mager, so ist die Verbesserung der ausgeworfenen Erde durch Zusatz von verrottetem Dünger usw. unbedingt erforderlich, frischer Mist darf keine Verwendung hierbei finden. Bevor man pflanzt, beschneide man die äußersten Spitzen der Wurzeln mit einem scharfen Messer bis auf gesundes Holz, und zwar in der Weise, daß alle Schnittflächen nach unten gerichtet sind. Auch sollen gewöhnlich schon einige Zeit vor dem Pflanzen die Gruben auf ¾ ausgefüllt sein, damit sich der Boden etwas setzen kann; alsdann pflanze man die Bäume so, daß sie nach Senkung der Erde nicht zu tief, sondern mit dem Wurzelhals etwas über die Oberfläche des Bodens zu stehen kommen. Im ersten Jahre binde man den Baum nur ganz locker an, erst im zweiten Jahre ist ein festeres Anbinden gestattet.

Was die Wahl der verschiedenen Obstarten hinsichtlich des Bodens anbelangt, so können hier wohl einige Bemerkungen von Nutzen sein. Der Apfelbaum liebt fruchtbaren, etwas feuchten, aber nicht an Grundwasser leidenden Boden; im übrigen gedeiht er fast in jeder Lage, selbst noch an nördlichen Abhängen. Eine möglichst freie, den Winden ausgesetzte Lage ist schon deswegen von Vorteil, weil hier der größte Feind der Apfelbäume, die Blutlaus, nur seltener vorkommt. Gerade wegen der Blutlaus verschwinden die Apfelbäume aus unseren Hausgärten immer mehr, denn hier, wo der Standort der Bäume meist von allen Seiten geschützt ist, wird es eine Unmöglichkeit, dieses gefährliche Insekt erfolgreich zu bekämpfen. Der Birnbaum, der seine Wurzeln viel tiefer in die Erde treibt, will einen recht tiefgründigen Boden und liebt denselben mehr trocken als feucht. Feinere Birnsorten sind als Formbäume zur Anpflanzung im Garten so recht geeignet, da sie einen warmen und geschützten Standart verlangen und ein recht nahrhaftes Erdreich. Sie haben im allgemeinen einen pyramidalen Wuchs und lassen sich in jeder Form erziehen. Der Kirschbaum, besonders der Süßkirschbaum, wächst am liebsten auf der Höhe und selbst in steinigem, trockenem Erdreich, er liebt besonders kalkhaltigen Boden. Bei der Bepflanzung trockener und sonniger Abhänge ist deshalb vorzugsweise der Süßkirschbaum in das Auge zu fassen. Der Sauerkirschbaum dagegen liebt einen etwas mehr geschützten Standort und erfordert auch einen etwas nahrhafteren Boden. Der Pflaumenbaum gedeiht in seinen gewöhnlichen Sorten in hohen und kalten Lagen und fast in allen Bodenarten, selbst in geringen Sandböden, während die feineren Sorten, z. B. Mirabellen und Reineclauden, einen etwas nahrhafteren Boden und einen warmen, geschützten Standort verlangen. Der Zwetschenbaum kann von allen Obstbäumen die meiste Bodenfeuchtigkeit vertragen, weshalb man ihn vorzugsweise in Niederungen und Tälern anpflanzt, ebenso an Bächen und Gräben.

Um kräftige, widerstandsfähige Bäume zu erzielen, werden die Zweige des Baumes (Hochstammes) 4 bis 5 Jahre lang auf ⅔ ihrer Länge verkürzt, in der Mitte lasse man dieselben, damit die Krone eine schöne Form erhält, etwas länger. Im Pflanzjahre selbst darf dieser Schnitt bei Apfel- und Birnbäumen nicht vorgenommen werden, dagegen werden Steinobstbäume gleich bei der Pflanzung, bezw. erst im Frühjahr, zurückgeschnitten. Zu beachten ist auch noch, daß zu dicht stehende Äste auszulichten sind. Nach dem Pflanzen etwas Dünger um die Baumscheiben ausgebreitet, sowie öfteres Graben des Bodens auf 1 Meter Breite ist den Bäumen sehr förderlich. Wenn dann noch gehörig Jagd auf das die Bäume schädigende Ungeziefer gemacht wird, so ist ein gutes Wachstum gesichert, und an so behandelten Bäumen erlebt man auch Freude.

Unter den den Obstbäumen schädlichen Insekten sind besonders die grünen Raupen des Frostnachtschmetterlings zu nennen; diese Raupe entblättert oft meilenweit die Pflanzungen, und ihre Verheerung verdirbt auch die Obsternte für das folgende Jahr, weil die Bäume ihre ganze Kraft auf die Ergänzung des Laubes und jungen Holzes verwenden müssen und Fruchtknospen nicht bilden können.

Die Raupe, nachdem sie ihre Ausbildung erlangt hat, läßt sich an einem Faden zur Erde nieder, gräbt sich hier mehrere Zentimeter tief ein und verpuppt sich. Im Spätherbste, um die jetzige Zeit, kommt sie aus ihrer Puppe als Schmetterling. Das Weibchen des Schmetterlings, sehr kurz geflügelt, kann nur am Stamme des Baumes kriechend zur Krone gelangen, an deren äußersten Knospen es seine Eier, bis 300 an der Zahl, absetzt. Wird deshalb um die Zeit von Anfang November ab ein starker und gut geleimter Papierstreifen um eine glatte Stelle des Baumes, und wenn der Baum noch einen Pfahl hat, ein solcher Streifen auch um den Pfahl recht fest gelegt, werden diese Streifen mit einer Klebemasse bestrichen und wird dieser Anstrich, so oft die Klebekraft nachläßt, erneuert, so kann das Schmetterlingsweibchen nicht über den Klebegürtel hinweg, fängt sich vielmehr in demselben und kommt um. Die Anlegung dieser Klebegürtel ist auch im Frühjahr zu empfehlen, weil durch sie noch andere schädliche Insekten von den Kronen der Obstbäume abgehalten werden. Als Klebemasse hat sich eine aus 2 Teilen Leinöl, 1½ Teilen Pech, 1 Teil Terpentin und ½ Teil Teer derart hergestellte Mischung bewährt, daß zunächst das Leinöl gekocht und nach und nach das Pech, der Terpentin und der Teer zugesetzt werden. Noch länger hat die Klebekraft behalten eine Mischung auf 5 Teilen Rüböl, 1 Teil Schweineschmalz, 1 Teil Terpentin und 1 Teil Kolophonium, derart bereitet, daß man Rüböl und Schweineschmalz bis auf ⅔ der Masse einkocht und unter stetem Umrühren Terpentin und Kolophonium, welche vorher geschmolzen werden, zusetzt. Die Mischung muß eine im kalten Zustande mit einem Pinsel leicht zum Auftragen sich eignende Beschaffenheit haben. Verdicken läßt sich die Masse durch längeres Kochen, verdünnen durch Zusatz von erwärmtem Rüböl. Unter dem Namen Brumata-Leim ist eine derartige Klebemasse bei allen Drogisten stets vorrätig.

Beim Treiben der Hyazinthen auf Gläsern hat man darauf zu achten, daß die Öffnung des Glases zur Größe der darauf zu setzenden Zwiebel im richtigen Verhältnis steht. Das Glas wird so weit mit Regenwasser gefüllt, daß der Boden der Zwiebel die Wasseroberfläche knapp erreicht. Gut ist es, in das Wasser kleine Stücke Holzkohle zu werfen, welche, indem sie der Fäulnis entgegenwirken, eine zu häufige Erneuerung des Wassers unnötig machen. Sobald man die Zwiebeln aufgesetzt hat, bringt man die Gläser in einen dunklen Raum von gleichmäßiger, nicht zu hoher Temperatur, etwa in den Keller oder in einen kühlen Wandschrank, wo sie 6 bis 8 Wochen stehen bleiben, während welcher Zeit sich die Wurzeln vollständig entwickelt haben werden. Wenn sich an der Zwiebel Brut ansetzt, so hat man diese zu entfernen; das verdunstete Wasser muß öfters durch Nachgießen ersetzt und das ganze Wasser im allgemeinen nach 8 bis 4 Wochen erneuert werden, wobei das frisch hinzukommende Wasser nicht kälter sein darf. Sollte das Wasser einmal so lange gestanden haben, daß sich grüner Schleim darin gebildet und an die Wurzeln angesetzt hätte, so müssen diese sogleich mit einer feinen Bürste davon befreit werden, wobei jede Verletzung sorgfältig zu vermeiden ist.

Die Zimmerpflanzen sind vor jedem schroffen Temperaturwechsel möglichst zu schützen. Die für fast alle modernen Zimmerpflanzen zuträglichste Temperatur ist 10 bis 15 Grad

Reaumur. Um den so schädlichen plötzlichen Temperaturwechsel zu vermeiden, ist bei starker Kälte das Öffnen der Blumenfenster erst vorzunehmen, nachdem man die Pflanzen aus dem betreffenden Raume entfernt oder wenigstens so gestellt hat, daß ein direkter Luftzug sie nicht erreichen kann. Die in voller Vegetation befindlichen Pflanzen, wie Alpenveilchen, Primeln usw., bedürfen vor allem eines guten Standortes dicht am Fenster, öfteren Bespritzens mit lauwarmem Wasser und möglichst gleichmäßiger, nicht zu hoher Temperatur. In Zimmern mit besonders trockener Luft (eisernen Ofen) empfiehlt es sich, Gefäße mit Wasser zum Verdunsten aufzustellen.

Landwirtschaft.

Zur Gesundheitspflege des Viehes im Spätherbst. Die veränderliche Herbstwitterung erzeugt wieder, wie im Frühjahr, Erkältungskrankheiten, namentlich solche der Verdauungsorgane. Durchfälle kommen häufig beim Weidevieh vor und treten je nach der Beschaffenheit der Weide mehr oder weniger heftig auf. Durch einen schlechten Herbst wird der Grund zu Krankheiten gelegt, die auf eine mangelhafte Säftemischung zurückzuführen sind. Diese Krankheiten kommen oft erst im Laufe des Winters zur vollständigen Ausbildung und zum Ausbruche, z. B. Bleichsucht, Fäule, Egelkrankheit, chronische Husten, Knochenbrüchigkeit usw. An diesen Krankheiten sind Witterung und Nahrung schuld; die schädlichen Wirkungen sind stärker, wenn ein nasser Sommer vorausging oder die Tiere bis tief in den Herbst hinein auf der Weide gelassen werden und sich den größten Teil ihrer Nahrung hier suchen müssen. Ein schlechter Herbst ist weit gefährlicher als ein schlechtes Frühjahr. Die Tiere gehen im Frühjahr einer besseren Witterung und Weide entgegen, wodurch nachteilige Folgen wieder ausgeglichen werden können, was im Winter bei Stallfütterung nicht in dieser Art möglich ist. Man sorge also dafür, daß die Tiere gut in den Winter kommen und keine Krankheitskeime auflesen, man lasse die Tiere nicht zu lange auf die Weide und weide sie im Spätherbst nur während der Mittagsstunden, wenn die Weidefutterpflanzen abgetrocknet sind. Man gebe den im Stalle gehaltenen Tieren kein gefrorenes, bereiftes, stark betautes Grünfutter; man reiche den Weidetieren morgens und abends Trockenfutter und vermeide alle feuchten, niedergelegenen Weideplätze, denn sie sind im Herbst weit gefährlicher als im Frühjahr. Treten aber dennoch Erkrankungen ein, so ziehe man bald einen Tierarzt bei. H.

Ist die Krähe für die Landwirtschaft ein schädlicher oder ein nützlicher Vogel? Professor Dr. Hollrung, der Leiter der pflanzenpathologischen Anstalt der Landwirtschaftskammer zu Halle, hat die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Krähe auf wissenschaftlichem Wege durch Untersuchung des Mageninhaltes ermittelt. Sein Urteil lautet, daß die Krähe als Schädling nur dort anzusehen ist, wo sie in Massen auftritt. Wenige Tiere nützen durch ihr fleißiges Aufnehmen von Insektenlarven, Würmern und Kerbtieren und sind durch ihre Freßgier ein willkommener Bundesgenosse in der Bekämpfung gewisser Ackerschädlinge. In der Nähe ihrer Horste und bei massenhaftem Auftreten erst wird sie den keimenden Saaten gefährlich. Professor Hollrung hält daher ein Vertilgen der Krähe für unrichtig; er empfiehlt es aber, und zwar in der Brütezeit, dort, wo sie durch ihr zahlreiches Auftreten lästig wird. Die Stellungnahme des Landwirts zur Krähenfrage richtet sich demnach am besten nach der Art des Auftretens der Krähe. Wie wir schon öfter erwähnten, werden auf der kurischen Nehrung die Krähen im Herbst mit Netzen gefangen; neuerdings ist dieser Krähenfang durch Fischer von der kurischen Nehrung auch auf der frischen Nehrung eingeführt worden. In diesem Jahre beschäftigen sich bereits viele Fischer mit dem Krähenfang, der recht lohnend ist, da ein Mann an einem Tage bis 60, ja bis 100 Krähen fängt und das Stück mit 10 Pf. bezahlt wird. Das Fleisch der Krähe soll recht schmackhaft sein und ähnlich schmecken wie das des Huhnes. Die Krähen werden gerupft verkauft; die Federn benutzt man zum Stopfen der Betten. Das Fangnetz liegt, nach dem „Ges.“, auf dem Boden. Neben dem Netze befinden sich als Lockspeise Fische, die an Pflöckchen befestigt sind. Auch Lockkrähen werden verwendet. Lassen sich Krähen an der Beute nieder, dann wird von einem Verstecke aus (Hütte) durch ein Seil das Netz so umgeschlagen, daß es die Krähen bedeckt. Der Krähenfänger tötet die Krähen durch einen Biß in den Kopf, wodurch das Gehirn zerdrückt und die Krähe sofort getötet wird. Dieses hat den Krähenfängern auch die Bezeichnung „Krajebieter“ (Krähenbeißer) eingetragen. Die Krähen, die nicht gleich verkauft oder verzehrt werden, pökelt man ein.

Eisenvitriol für Hühner. Zur Winterzeit, wenn es den Hühnern an Grünfutter fehlt, und auch zu anderen Zeiten, dann, wenn dieselben auf engen Ausläufen gehalten werden, zeigen die Kämme derselben oft eine blaßrote Färbung. Man kann diesem Übelstand leicht dadurch abhelfen, daß man den Tieren zwei- bis dreimal wöchentlich etwas rohes Eisenvitriol im Trinkwasser verabreicht. Ein etwa haselnußgroßes Stückchen Vitriol löst man mit etwas warmem Wasser auf und gießt darauf so viel kaltes Wasser zu, daß man etwa 1½ bis 2 Liter Lösung erhält. Diese hat eine ins Bräunliche gehende Farbe und wird nicht nur von den Hühnern, sondern auch von Tauben gern genommen. Nach kurzer Zeit erhalten durch diesen Zusatz die Kämme der Hühner ihre lebhaft rote Färbung wieder. C. I. B.

Das Halten lebender Pflanzen im Wohn- und Schlafzimmer ist nicht nur nicht nachteilig, sondern für den Organismus zuträglich, insofern es sich um blütenlose Blattpflanzen handelt, da letztere namentlich bei Nacht Sauerstoff ausatmen und Kohlenstoff anziehen. Schädlich ist es dagegen, stets stark duftende, blühende Pflanzen in Wohn- oder Schlafräumen zu halten. M. L.

Reis zur Bierfabrikation. Wie der Landwirtschaftliche Sachverständige in den „Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft“ berichtet, wird Reis seit vielen Jahren in den Brauereien Amerikas verwendet. Der Umstand, daß der Reis einen hohen Prozentgehalt an Stärke und nur ganz wenig Öl (0,5 Proz.) besitzt, läßt ihn dort als ein wertvolles Braumaterial erscheinen. In Amerika wird der Reis ausschließlich in granulierter Form benutzt, er soll dem hellen Bier, zu dessen Bereitung er vorzugsweise verwendet wird, einen schönen, feurigen Glanz verleihen. Es wird ferner behauptet, daß dasjenige Bier, welches zum Teil aus Reis hergestellt ist, sich besser hält als anderes. Recht gute Sorten Reis werden in den Vereinigten Staaten — in den Staaten Louisiana und Texas — angebaut, doch nicht in genügender Menge, um die Nachfrage auch nur annähernd zu befriedigen. Es müssen daher ganz erhebliche Mengen Reis von den Vereinigten Staaten importiert werden.

Standort für Aprikosen. Die viel verbreitete Ansicht, daß Aprikosen ebenso wie Pfirsiche und Wein an südlicher Wand am besten gedeihen und dort die herrlichsten Früchte zeitigen, ist irrig. Die Aprikose verlangt zwar eine sehr geschützte und warme Lage im Hausgarten, ist aber als Hochstamm, Halbstamm, in Buschform und als Freispalier weit fruchtbarer wie als Wandspalier. An der Wand sollte man der Aprikose die Ostseite geben, welche für sie noch besser paßt wie die Südseite, weil diese zu warm für sie ist. Vor allen unseren Obstbäumen kommt der Aprikosenbaum zuerst in Trieb und blüht auch zuerst. Ein Aprikosenspalier an der Südseite blüht aber wiederum reichlich 10 Tage früher als ein freistehender Baum und zu einer Zeit, wo es namentlich in der Nacht noch empfindlich kalt ist. Da nun die Aprikosenblüten gegen Frost sehr empfindlich sind, so setzen die später blühenden, alleinstehenden Bäume in den meisten Jahren viel reichlicher an als Spalieraprikosen. Da ferner die Früchte, bis sie etwa die Größe einer Haselnuß erreicht haben, gegen intensive Wärme ebenfalls sehr empfindlich sind, so fällt am Spalier auch noch manche Frucht den heißen Sonnenstrahlen zum Opfer. Früchte am Spalier sind in der Regel größer und auch meist früher reif, besitzen jedoch bei weitem nicht die Saftfülle, das Aroma und den köstlichen Wohlgeschmack wie die Früchte freistehender Bäume. W. R.

Küche und Hauswirtschaft.

Geschmorte Rindsnieren sind ein äußerst schmackhaftes und gleichzeitig verhältnismäßig wohlfeiles Gericht. Man stellt es folgendermaßen her: 1 Pfund Nieren werden ½ Stunde gewässert, dann von allem Fett befreit und in nicht zu dünne Scheiben geschnitten. Nun läßt man im Schmortopf 100 Gramm Butter hellbraun schwitzen, gibt die Nierenscheiben hinein, streut Pfeffer und Salz, sowie eine in Würfel geschnittene Zwiebel darüber, deckt den Topf fest zu und läßt die Nieren bei mehrfachem Schwenken etwa ½ Stunde dünsten. Dann nimmt man sie heraus, gibt ¼ Liter Brühe oder kochendes Wasser in den Topf, verquirlt diese Sauce mit 10 Gramm Mehl, setzt den Saft einer Viertelzitrone zu und kocht sie seimig. Der Wohlgeschmack wird bedeutend erhöht und das Gericht um vieles kräftiger, wenn man jetzt eine Wenigkeit der so beliebten Maggi-Würze hinzugibt. In dieser Sauce läßt man die Nierenscheiben wieder heiß werden und bringt das ganze nun auf den Tisch. Wichtig ist, daß die Scheiben niemals länger als nötig auf dem Feuer bleiben, weil sie sonst hart werden und zäh wie Leder. Die Hausfrau hat also darauf die geziemende Sorgfalt zu verwenden.

Fischsalat bereitet man auf folgende Weise: Man nimmt die nötige Anzahl Hechte, salzt sie entsprechend und kocht sie. Von den Gräten losgelöst, wird alsdann das Fleisch leicht zerpflückt. Während dessen hat man zwei Heringe, selbstverständlich von der besten Sorte, sorgsam gewässert, gleichfalls von den Gräten befreit und dann in zierliche Streifen geschnitten. All dies wird nun mit etlichen Kapern, Gurkenscheiben, eingemachten Perlzwiebeln oder sonst einer

weiteren pikanten Zutat vermischt. Vorher forme die Hausfrau noch einige recht lockere Fleisch- oder Leberklößchen, die, nachdem sie abgekocht, ebenso beizufügen sind, ferner Neunaugen, recht klein zerschnitten. Als Tunke verwendet man je eine Tasse Eigelb, Essig, Weißwein, Fischbrühe, geschmolzene Butter, ferner eine halbe Tasse Zucker und Öl. Desgleichen darf niemals eine Tasse Fleischbrühe fehlen, die man ja, aus Liebigs Fleischextrakt hergestellt, stets auf so billige und bequeme Weise zur Hand hat. Diese Sauce wird auf gelindes Feuer gebracht und hier so lange gerührt, bis sie hinreichend dicht geworden. Vor etwaigem Gerinnen schützt man sie sicher, wenn man einen Teelöffel Mehl hinzumischt. Noch heiß, gießt man sie über den Salat, den man dann stehen läßt, um ihn erst, wenn er völlig erkaltet, auf den Tisch zu bringen. Vorher ist er mit Eierscheiben und Eingemachtem, Krebsschwänzen und Petersilienzweigen zu garnieren. Ein ganz köstliches Gericht, bei dem man vor allem aber auf die bindende Tunke die größte Aufmerksamkeit zu verwenden hat.

Verschiedenes.

Eine Jagd-Messe. Aus Hindelang, 25. September, wird der „Augsb. Abendztg." geschrieben: „Die heute Sonntag aus Anlaß der Anwesenheit des Prinzregenten am Fuße des Hochvogels auf dem sogenannten Schrattenberg von Pfarrer Köberle in Hindelang zelebrierte Bergmesse nahm einen überaus würdigen Verlauf. Der Altar war an einem großen, mit Moos bewachsenen Felsblock, in dessen Mitte ein in Erz gegossener Christus sich befindet, aufgestellt, und zwischen einer alten Riesentanne und dem Felsblock war ein Betstuhl für Se. Königliche Hoheit aufgestellt. Kurz nach 8 Uhr trat der Prinzregent im Jagdkostüm aus seinem Zimmer der Jagdhütte. Auf dem Wege zum Altar grüßte der Regent freundlichst nach beiden Seiten. Neben Sr. Königlichen Hoheit nahm Kämmerer Freiherr v. Massenbach Platz; dahinter stehend die übrigen Herren des Gefolges, sowie das große Jagdpersonal, sämtliche Träger und Treiber und eine vielhundertköpfige Volksmenge, die zum Teil aus weiter Ferne herbeigekommen war. Nach Beendigung der Messe nahmen gegenüber der Hofküche 12 Treiber, sämtlich in neuen Lederhosen, welche ihnen vom Regenten geschenkt worden, Aufstellung, um sich hierfür persönlich zu bedanken. Gottesdienst und Jagdvergnügen, wie reimt sich das zusammen?, meint dazu das Organ der deutschen Tierschutzvereine. Nach unserem Empfinden liegt hier etwas Unvereinbares vor. Wir können aus bestimmten Gründen nicht deutlicher werden, möchten aber nicht unterlassen, auf die bedeutsame Bibelstelle Jesaias 1, Vers 11 bis 17, hinzuweisen. Gott spricht sich dort gegen die blutigen Tieropfer aus. Davon ist ein Schluß auf ähnliches zu machen. Vers 15. „Und wenn ihr schon euere Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch; und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht, denn euere Hände sind voll Blutes."

Auf die gesundheitlichen Schattenseiten der Hundeliebhaberei wird in den „Neuesten Nachrichten" in München hingewiesen. Diese schreiben: Wer selbst einen Hund hat und weiß, wie viele herzerfreuliche Eigenschaften so ein Dackel oder Pudel oder Pinscherl hat, der kann es oft nicht verstehen, wenn seine Mitmenschen sich über gewisse Familiaritäten entsetzen, die er sich mit den Hunden im Haus wie in der Öffentlichkeit zuschulden kommen läßt. Dazu gehört z. B. das Abschleckenlassen im Gesicht; auch ist es nicht gerade angenehm, wenn man von jemand z. B. ein Brot oder eine Zigarette oder die Hand gereicht bekommt, der sich's „Pfoterl" hat geben lassen. Die schlimmste Unsitte ist es aber, wenn den Hunden die Teller vom Tisch gereicht werden. Wenn man einen Moment daran denkt, in welchem Unrat die liebe Schnauze des guten Tieres noch kurz vorher herumgeschnüffelt hat, oder wie ihm der Geifer aus dem Maul auf den Teller läuft, dann gehört schon die ganze blinde Liebe dazu, um nicht im Magen gewisse Erinnerungsbewegungen an eine ehemalige Seereise zu verspüren. Es ist selbstverständlich, daß auf diese Weise, wenn die Teller, wie namentlich in Restaurants, so häufig nicht sehr gründlich gewaschen werden, auch Übertragungen von allerlei Krankheitserregern vorkommen können. Es ist ein Glück, daß Hunde kaum je tuberkulös sind. Dagegen beherbergen sie nicht selten Bandwürmer, von denen einer, die Taenio echinococcus, ein Wurm von etwa Bleistiftspitzform und -Größe (4 Millimeter lang) sehr gefährlich werden kann. Werden nämlich Eier desselben vom Menschen verschluckt, so entwickelt sich der Finnenzustand des Hülsenwurmes am häufigsten in der Leber, in der er eier-, faust-, ja mannskopfgroße, mit Flüssigkeit gefüllte Blasen bildet, welche zu Lebervergrößerung, Herz- und Atemerschwerung führen, im glücklichsten Fall mit Durchbruch der Flüssigkeit im Darm oder Lunge endend. Noch schlimmer sind Fälle, in denen der Blasenwurm im Auge oder im Gehirn oder gar im Herzen sich entwickelt. Die Übertragung erfolgt nun meist, wenn man sich von Hunden im Gesicht lecken läßt oder wenn man die Hunde namentlich am Kopf nahe der Schnauze küßt. Denn mit dieser kommen die Tiere mit Vorliebe an ihre Aftergegend, besonders wenn sie ein Wurm juckt, und die Eier des Bandwurms oder dieser selbst bleiben an Maul, Nase, Zunge haften. Wenn nun auch die Ansteckungen selten sind und in letzter Zeit z. B. in Berlin erfreulicher Weise fast ein Aufhören des Vorkommens von Blasenwürmern im Auge konstatiert worden ist, so ist doch klar, daß Vorsicht geboten ist und vor allem die Verpflichtung besteht, nicht Fremde der Gefahr auszusetzen. Diese läßt sich übrigens auch dadurch vermindern, daß den Hunden kein rohes Fleisch gegeben wird, welches Blasenwürmer enthält; denn aus diesen entsteht dann wieder der Bandwurm im Hundedarm. Auch ist zu beachten, daß nicht allein das Fleisch, sondern auch der Kot von Rindern, Schafen usw. die Blasenwürmer eventuell enthalten kann. Und Dackel haben ja eine besondere Vorliebe für diese sonderbare Delikatesse. Wenn wir von den Hundeflöhen absehen, die gelegentlich auch für kurze Zeit auf die Menschen übergehen, so wären nur noch manche Hautkrankheiten übertragbar, zu denen aber die Räude nicht gehören soll. Also bei aller Liebe für diese treuen Genossen des Menschen nicht zu viel Zärtlichkeit und absolut keine Tischgemeinschaft, sofern sich diese auf Gebrauch des gleichen Eß- und Trinkgeschirrs bezieht! Soviel kann man gewiß verlangen. Strengere Hygieniker wollen durch hohe Steuern usw. das Halten von Hunden wegen der Gefahr des Blasenwurms überhaupt auf ein Mindestmaß einschränken. Betrachtet man obige vom Reinlichkeitspunkt schon eigentlich selbstverständlichen Vorsichtsmaßregeln, dann erübrigen sich die strengeren und man kann den Hundefreunden ihre Liebhaberei gönnen.

Die Hunde in England haben den Verlust eines kostbaren Privilegiums zu beklagen. Kürzlich ist, wie die „Deutsche Jäger-Zeitung" mitteilt, im Parlament von der Regierung ein Gesetzentwurf eingebracht worden, der dazu bestimmt ist, den von bissigen Hunden auf dem Lande unter dem Vieh angerichteten Schaden zu verringern. Bisher war der Eigentümer eines Hundes für etwa von dem letzteren angerichteten Schaden — Totbeißen von Geflügel oder kleineren Tieren oder Beschädigungen größerer Tiere — nicht verantwortlich, wenn ihm nicht bewiesen werden konnte, daß der Hund bekanntermaßen ein bissiges Tier war. Da die Bissigkeit eines Hundes nur auf eine einzige Art klar bewiesen werden kann, so galt als Regel, daß jeder Hund einen guten und ehrlichen Biß vom Gesetz gratis und franko eingeräumt bekam. Erst wenn er einmal Blut gekostet hatte, lag seinem Herrn die Pflicht ob, dafür zu sorgen, daß kein weiterer Schaden angerichtet wurde. Nun ist an und für sich, vom Standpunkt des geschädigten Viehzüchters aus betrachtet, der „erste Biß" ein Privilegium von sehr zweifelhaftem Werte, die Sache wird aber noch dadurch wesentlich erschwert, daß bekanntlich kein Hund ein Verzeichnis seiner früheren Schandtaten auf dem Halsband mit sich herumträgt, also der Geschädigte niemals genau wissen kann, ob der feindselige Hund eben den ersten Biß geleistet hat oder sich im wiederholten Rückfall befindet — das heißt mit anderen Worten, ob es sich für ihn lohnt, den Eigentümer des Hundes auf Schadenersatz zu verklagen. Das soll in Zukunft anders werden, denn das von der Regierung beantragte Gesetz bestimmt in erster Linie, daß der Eigentümer eines Hundes für jeden von ihm angerichteten Schaden verantwortlich ist, gleichviel, ob der Hund schon früher ein gefährliches Temperament an den Tag gelegt hat oder ob seine Gemütsart bisher die des bekannten „jungen Lämmchens weiß wie Schnee" war.

Eine Mehlwurmhecke sollte eigentlich jeder Liebhaber insektenfressender Stubenvögel besitzen. Man stellt sich dieselbe folgendermaßen her: Man nimmt einen möglichst großen, flachwandigen, innen glasierten Topf, füllt ihn auf dem Boden etwa drei Finger hoch mit sauberem, trockenem Sand, schüttet darauf bis zu etwa zwei Drittel trockene, reine Weizenkleie, über diese packt man alte Brotkanten, Salzkuchen und anderes hartgewordenes altes Gebäck. Zuoberst bringe man dann alte, aber sehr saubere und trockene wollene Lappen mannigfacher Art. Dann richtet man an der einen Seite eine Futterstelle an, indem man auf einem vermittels einer Stricknadel mehrfach durchlöcherten Pappblatt geriebene Möhre saftig und frisch als Futter darbietet. Unterhalb dieser Futterstelle legt man mehrere Blätter Löschpapier übereinander, auf daß die Feuchtigkeit von den geriebenen Möhren nicht nach unten durchsickern kann. Auch eine Trinkstelle muß man eben auf der anderen Seite einrichten, indem man dort gleichfalls auf einem starken Pappblatt oder besser auf einem ganz dünnen glatten Brettchen einen dicken Bausch von Löschpapier, mehrfach zusammengelegt und täglich frisch in Wasser getränkt, auflegt. Nachdem alles so vorbereitet ist, wirft man eine Handvoll große fette Mehlwürmer oder besser schon Mehlkäfer in die Mehlwurmhecke hinein und läßt sie dann, was jedoch eine Hauptsache ist, durchaus unberührt stehen, denn nur dann können die Mehlwurmbruten sich darin entwickeln. Übrigens kann man die Mehlwurmhecke auch ganz ebenso gut in einem entsprechenden Kasten, dessen Wände mit Blech ausgeschlagen sind, einrichten.

Verantwortlich für die Schriftleitung: K. H. Diefenbach in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenbergschen Hof-Buchdruckerei in Wiesbaden.